

erschienen in: Leidinger, Hannes/  
Moritz, Verena/ Schippler, Bernd:  
Schwarzbuch der Habsburger. Die  
unrühmliche Geschichte eines  
Herrscherhauses. Wien: Deuticke  
2003, pp. 15-26.

1 Vocelka, Karl/ Heller, Lynne: Die Le-  
benswelt der Habsburger. Kultur-  
und Mentalitätsgeschichte einer  
Familie. Graz, Wien, Köln: Böhlau  
1998, p. 117.

2 Ibid., p. 120.

3 Ibid., p. 117.

4 Grill, Heinz: Maximilian I. und sei-  
ne Zeit. Innsbruck, Wien, München:  
Tyrolia 1977, p. 139.

5 Ibid., p. 97f.

6 Findeisen, Jörg-Peter: Der Dreißig-  
jährige Krieg. Eine Epoche in Le-  
bensbildern. Graz, Wien, Köln:  
Böhlau 1998, p. 12.

7 Kramar, Konrad/ Stuibler, Petra:  
Habsburgs leere Kassen. Schulden,  
Pleiten, Steuertricks einer Dynastie.  
Wien: Ueberreuter 2001, p. 112f.;  
Vocelka/ Heller 1998, p. 120 u. p. 122.

8 Dickinger, Christian: Habsburgs  
schwarze Schafe. Über Wüstlinge,  
Schwachköpfe, Rebellen und andere  
Prinzen. Wien: Ueberreuter 2000,  
p. 16.

### Überhöhte Ansprüche

Manche Erzählungen lassen scheinbar mühelos die »Niederungen menschlichen Daseins« hinter sich. An ihnen haftet etwas Überhöhtes und bisweilen sogar Überirdisches. Der Bibel gleich möchte man solche Geschichten einleiten. »Im Anfang war«, könnte es auch hier heißen, ein mächtiger Gedanke: Die Erinnerung an das Imperium des alten Rom. Dieses, so dachte man im Mittelalter, sollte im Zeichen der christlichen Religion wiedererstehen. Vom Glauben geleitet, dass alle weltliche Macht im Namen Gottes ausgeübt werde, übertrug der Papst die Herrschaft auf den Kaiser. Vor allen anderen Fürsten des Abendlandes schickte er sich an, die Welt im Zeichen des Kreuzes zu einen.<sup>1</sup>

Im Laufe der Jahrhunderte fand diese Überzeugung weite Verbreitung. Seit dem Hochmittelalter verstärkten sich derlei Ansichten noch, um schließlich zu Beginn der Neuzeit ihren Höhepunkt zu finden. blieb das Territorium des Heiligen Römischen Reiches in seiner Blütezeit unter den Hohenstaufern auf das Gebiet zwischen Sizilien und Dänemark beschränkt, so vergrößerte sich nun der Herrschaftsanspruch. Die Entdeckung Amerikas sowie der gegen die Osmanen und die Araber auf der Iberischen Halbinsel gerichtete Kampf mit dem Islam »weiten die Dimensionen einer Universalmonarchie in einer bisher nicht gekannten Weise aus.«<sup>2</sup>

Damals betrat das Geschlecht der Habsburger die Bühne der Weltgeschichte. Aus dem Ringen um ihren Einfluss in den schweizerischen Stammländern und den babenbergischen Herzogtümern trat es, mit einer beträchtlichen Hausmacht und in Konkurrenz zu den einflussreichen Wittelsbachern und Luxemburgern, ab 1438 regelmäßig an die Spitze des Reiches.<sup>3</sup> Bald schon betrachtete das »Haus Österreich«, wie sich die Dynastie auf Grund ihrer Besitztümer an der Donau seit kurzem nannte, die Kaiserwürde gewissermaßen als Familieneigentum. Mit ihr waren hochtrabende Pläne verknüpft. Maximilian I., der, ohne vom Papst gekrönt zu werden, den Titel »Erwählter Römischer Kaiser« annahm, entwickelte »Vorstellungen von einer Spiegelung göttlicher Allmacht in einem irdischen Weltreich der Habsburger.«<sup>4</sup> In jede Richtung wurde expandiert. Fürstenehen und Kriegsunternehmungen versprachen reiche »Beute«. Durch das »burgundische Zwischenreich«, »die Erbberechtigung im jagellonischen Donaunraum«, v.a. aber durch das gerade vereinigte Spanien mit seinen Kolonien kam man den imperialen Zielen stückweise näher. In den letzten Lebensjahren versuchte der bereits gesundheitlich angeschlagene Kaiser seine »Offensivideologie« mit der Idee eines Kreuzzugs gegen die Muslime zu krönen.<sup>5</sup> Maximilians Werk beabsichtigte sein Enkel, Karl V., fortzusetzen. Eine katholisch fundierte Universalherrschaft des Römischen Kaisertums blieb oberste Maxime des Regierungsprogrammes.<sup>6</sup>

Als trotz alledem die Sonne in Karls Reich unterzugehen begann und die Habsburger endgültig in eine spanische und kaiserlich-österreichische Linie zerfielen, rückten die alten Träume lediglich in den Hintergrund. Noch Rudolf II. ließ es nicht an einer aussagekräftigen Symbolik fehlen. Seine Propaganda stand, ebenso wie die anderer habsburgischer Regenten, auch weiterhin im Dienst der »Weltherrschaft«.<sup>7</sup> War diese nicht durchzusetzen, reklamierte man für sich immerhin eine Schlüsselposition im christlichen Abendland. Die führende Kraft im Reich wollte man sein. Zumindest aber eine Ton angegebende europäische Großmacht, deren Untertanen nicht bloß unter einem Regenten, sondern unter einem Gesetz und durch den einen, wahren Glauben zusammengefasst werden sollten.

Was zunächst von den Gegnern des »allerhöchsten Erzhauses« als ernst zu nehmende Herausforderung betrachtet wurde, erschien später in steigendem Maße als Illusion. Die Ansprüche des Kaiserhauses wirkten mit der Zeit eher lächerlich als gefährlich. Sorgte die kaiserlich-königliche Familie nach 1918 in den mitteleuropäischen Nationalstaaten noch einige Male für größere Aufregung, so erwecken die jüngsten Äußerungen der »Letztgeborenen« den Eindruck zeitweiliger Realitätsverweigerung im Abseits des zeithistorischen Interesses. Der zukünftige Chef des »Clans«, Karl Habsburg-Lothringen, spricht noch heute, mehr als achtzig Jahre nach der Ausrufung der Republik, von seinen auf Grund »der gegenwärtigen Umstände drastisch eingeschränkten Rechten«, um zugleich den Vorbildcharakter und die Verantwortung der Hocharistokratie gegenüber dem »einfachen Menschen« hervorzuheben.<sup>8</sup> Eigentümlich interpretiert das ehemalige Herrscherhaus auch die neuesten Entwicklungen, den

9 Habsburg, Otto v.: Die Reichsidee. Geschichte und Zukunft einer übernationalen Ordnung. Wien, München: \_\_\_\_\_ 1986, pp. 7-10

10 Ibid., p. 262.

11 Paneuropa Österreich, 23. Jg., 1/2 (1998), p. 3.

12 Paneuropa Österreich., 23. Jg., 11 (1998), p. 3.

13 Findeisen 1998, p.13; Barudio, Günther: Der Teutsche Krieg 1618-1648. Frankfurt/M.: Fischer 1988, p. 77.

14 Barudio 1988, p. 77 u. p. 122f.

15 Grill 1977, p. 97.

16 Stökl, Günther: Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart: Kröner 1983, p. 216 u. p. 231.

europäischen Einigungsprozess. Dieser müsse im Lichte der Traditionen des Heiligen Römischen Reiches erfolgen.<sup>9</sup> Daher sei eine »geistige Regeneration« im Zeichen des Christentums notwendig. Nicht ohne bedenklichen Seitenhieb auf die Folgen des Kolonialismus, schrieb Otto von Habsburg 1986 dazu: »Die Vorväter haben Gott vertraut, fest angepackt und unsere unvergleichliche Zivilisation geschaffen. Statt stolz auf sie zu sein, reden wir nur noch von Europas Schuld. Wir bitten jeden Barbaren um Vergebung, daß wir der Welt die Idee der Freiheit geschenkt haben.« Die »Zukunft unseres Erdteiles« aber hängt davon ab, ob es gelingt, die nach »uns kommende Generation zu motivieren. [...] Mit Gottes Hilfe kann sie das Werk vollenden.«<sup>10</sup> Angesichts solcher Wortmeldungen darf an einer »schwarz-gelben Vergangenheitsbewältigung« mit Recht gezweifelt werden. Viel eher finden sich im habsburgischen *Paneuropa-Journal* Artikel, die den zur innerkirchlichen Demokratisierung drängenden »fortschrittlichen Kräften« mit Entschiedenheit widersprechen. Diese würden, heißt es etwa 1998 im *Paneuropa Österreich*, mit einer an »Lenin, Stalin und Hitler« gemahnenden »Brutalität« Hans Herrmann Groer »und ein paar andere als ›die Bösen‹ auf dem Altar der Medienwirklichkeit schlachten«.<sup>11</sup> Kostproben des gelebten, wahrhaftigen Katholizismus hält die Gazette für den Leser allerdings ebenfalls bereit. Z.B. in der Frage der Gleichbehandlung von Mann und Frau. Letztere, lässt *Paneuropa Österreich* noch im gleichen Jahr verlautbaren, benötigten keine Quoten, um ihre berufliche und soziale Lage zu verbessern. »Frauen, die selber ihre Kinder erziehen und auf diese Weise wertvolles Humankapital [!] produzieren, brauchen weder andere Frauen noch Männer, um sich vertreten zu lassen. Sie haben mit ihren Kindern die effizienteste Lobby.«<sup>12</sup>

Das Missverhältnis zwischen augenblicklichen Erfordernissen, langfristigen Strategien und überzeitlichen Werten wird solcherart in der Geschichte der Casa d'Austria bis auf den heutigen Tag augenscheinlich. Die daraus resultierenden Konflikte kennzeichnen den Weg der Habsburger durch die Jahrhunderte. Schon in den Tagen, als sich das Schweizer Grafengeschlecht den Vorrang im Heiligen Römischen Reich auf Dauer zu sichern vermochte, waren die Diskrepanzen offensichtlich. Dem habsburgischen Anliegen, den Einfluss des Kaisers zu vergrößern, stand ein Heiliges Römisches Reich gegenüber, das, dezentral und föderativ strukturiert, einem mit vielen Wohnungen ausgestatteten Haus glich. In ihm obwaltete eine gewohnheitsmäßige mittelalterliche Friedensordnung mit ihren Fundamentalgesetzen.<sup>13</sup> Das Auftreten der Reichsstände, die Wahl des Staatsoberhauptes sowie seine Verteidigung auf die bestehenden Feudalverträge und Herrschaftsrechte machten das Reich gewiss zu einem schwerfälligen Koloss, galten aber als wirkungsvoller Schutz vor autokratischer Willkür.<sup>14</sup>

Während der Kaiser innerhalb seines Machtbereichs an die Übereinkünfte der »teutschen Libertät« erinnert wurde, provozierte seine im Schwur auf die Reichsgrundsätze verankerte und religiös legitimierte Forderung nach einer Universalmonarchie »äußere Feinde«, welche gleichfalls zu imperialer Größe gelangten. Der osmanische Sultan Selim I. bezwang zu Beginn des 16. Jahrhunderts Persien, Syrien und Ägypten. Seine Nachfolger führten schon kurz danach ihre Streitmächte gegen Mitteleuropa.<sup>15</sup> Noch wenig Beachtung fanden die Wendungen in Russland, obwohl Großfürst Iwan III. nichts Geringeres beabsichtigte, als nach dem Erbe des byzantinischen Reiches zu greifen. Dementsprechend hatte sein Nachfolger bereits 1514 in einem Vertrag mit dem Habsburger Maximilian den Zarentitel »eingeschmuggelt«. Geltung sollte diese Würde schließlich unter Iwan IV. erlangen, in dessen Regierungszeit Moskau, das Dritte Rom, das neue Imperium, zum Sinn der Welt- und Heilsgeschichte erklärt wurde. Im Westen hatte das Moskowitereich anfangs wenige Erfolge zu verbuchen. Seinen Einfluss dehnte es vorerst auf die Gebiete der östlichen Tatarenchanate aus. Nichtsdestoweniger gab der Kreml ein erstes kräftiges Lebenszeichen von sich. Ein neuer Rivale um die »irdische Oberhoheit« fing an, seinen Platz unter den Großen einzunehmen.<sup>16</sup>

Karl V. traten auf diese Weise neue und alte Kontrahenten im Kampf um die Weltherrschaft gegenüber. Die Imperien der Anders- und Ungläubigen ebenso wie die einzelnen Teile des Heiligen Römischen Reiches mit ihren verbrieften Rechten und gesonderten Interessen zeigten wenig Neigung, sich unter das gemeinsame Dach einer habsburgischen »Monarchia universalis« zu begeben, das selbst dem Papst als geistigem Oberhaupt des christlich-katholischen Abendlandes und italienischen Territorialfürsten mit eigenen machtpolitischen Strategien eher ein Dorn im Auge war.

Was in Wien und Madrid ausgeheckt wurde, musste aber nicht nur zwangsläufig die gängigen Konfliktmuster prolongieren. Der Herrschaftsanspruch des Erzhauses verursachte zusätzliche

17 Mitteis, Heinrich/ Lieberich, Heinz: Deutsche Rechtsgeschichte. Ein Studienbuch. München: Beck 1985, p. 295f.

18 Ibid., p. 296f. u. p. 299.

19 Ibid., pp. 318-322.

20 Zedinger, Renate: Glaubensvielfalt – Glaubenseinheit. In: Bruckmüller, Ernst/ Urbanitsch, Peter (Hg.): Menschen, Mythen, Meilensteine. 996-1996 Ostarrichi Österreich. Österreichische Länderausstellung. Horn: Berger 1996, pp. 415-422, hier p. 303; Ehalt, Hubert Christian: Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Wien: Diss.[masch.] 1978, p. 207f.

21 Findeisen 1998, p. 25.

22 Sieburg, Heinz-Otto: Grundzüge der Französischen Geschichte. Darmstadt: WBG 1997, pp. 47-52, pp. 61-73, pp. 82-85.

23 Ibid., p. 84f. u. p. 124f.

24 Kluxen, Kurt: Geschichte Englands. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Stuttgart: Kröner 1985, p. 626f., p. 599f., p. 416ff., p. 412f.

25 Fenzl, Annemarie: Vom Staatskirchentum zur Partnerschaft. In: Bruckmüller/ Urbanitsch 1996, pp. 415-422, hier p. 357.

Spannungen, indem er als geradezu anachronistische Erscheinung auf die Veränderungen einer Zeitenwende traf. Der »Herbst des Mittelalters« löste tiefgreifende geistige, soziale und ökonomische Umwälzungen aus. Die großen Entdeckungen verlagerten die Handelsrouten. Neuer Reichtum bildete sich im Frühkapitalismus. Feuerwaffen machten dem Rittertum ein Ende. Erfindungen überwand traditionelle Technologien, wobei dem Buchdruck besondere Bedeutung zukam. Eine große Zahl von Schriften trug neue Ideen in eine im Umbruch befindliche Gesellschaft.<sup>17</sup> Die große geistige Gärung beschränkte sich nicht bloß auf den Adel, der in den Ständen seine Privilegien verteidigte. Sie erfasste auch das städtische Bürgertum sowie die breite Front der Bauern, welche unter den zunehmenden Bedrückungen der Grundherrschaft litten.<sup>18</sup> Die Thesen Martin Luthers erschütterten in dieser Phase den vielschichtigen Kontinent bis auf die Grundfesten. Ohne es zu wollen, hatte Luther den entscheidenden Funken in das explosive Gemisch geworfen. Missverständlich wurden seine Ansichten von Teilen der Agrarbevölkerung als Sozialkritik, als Zeichen zum Aufstand, gedeutet. Während die Aristokratie ihr Feudalsystem gegen die unzufriedenen »Untertanen« retten musste, machte sie sich die Überzeugungen des Reformators selbst zu eigen. Von seiner Lehre bestärkt, griff sie nach dem Kirchengut in ihrem Machtbereich und emanzipierte sich gegenüber den Landesherrn und kaiserlichen Einrichtungen, indem sie die ständische »Libertät« mit der Glaubensfrage verknüpfte.<sup>19</sup>

Sowohl die einzelnen Glieder des Heiligen Römischen Reiches als auch die Adeligen jener zentraleuropäischen Länder, in denen Habsburg als Landesherr fungierte, empfanden unter diesen Bedingungen das Sendungsbewusstsein der Casa d' Austria als besondere Anmaßung. Ihr prinzipielles Beharren auf universal oder wenigstens abendländischer Hegemonie sowie ihr meist zu religiöser Intoleranz neigender Katholizismus boten hierfür genügend Anlass.

Dazu kam noch ein verändertes Selbstverständnis monarchischer Machtentfaltung. Die Erblegitimität wurde zum entscheidenden Kriterium der Herrscherwürde. Zur Auffassung, dass dem »heiligen Blut« des Königs und seiner Familie fast sakramentale Bedeutung zukomme, gesellte sich eine in Wien besonders favorisierte Auffassung. Ihr zu Folge empfing der Fürst nicht nur sein Amt aus den Händen überirdischer Gewalten. Vielmehr glaubte man, Gottes Gnade nun auch bei jeder einzelnen Entscheidung des Regenten erkennen zu können.<sup>20</sup> Umso deutlicher formulierte der solcherart sakrosankte Monarch seine Rechte. Gestützt auf militärische Stärke und zentrale Verwaltungseinrichtungen, gefestigt durch die Segnungen des Christentums und ideologisch untermauert durch theoretische Schriften, welche bspw. im Sinne Niccolo Machiavellis dem Fürsten die Weisheiten der »Staatsräson« empfahlen, reklamierte der Herrscher alle Macht für sich, ohne an die Mitwirkung oder Zustimmung autonomer politischer Körperschaften gebunden zu sein.

Obwohl dieses Ideal des Absolutismus nirgendwo vollständig zur Geltung gebracht werden konnte, neigten fast alle Höfe zu einer derartigen Regierungsform. Allein die Tendenz in diese Richtung sollte Europa für Jahrhunderte prägen, wobei die Position der Habsburger besonderen Konfliktstoff in sich barg. Versuche, die Stellung des Kaisers im Heiligen Römischen Reich zu stärken, trafen auf den erbitterten Widerstand der einzelnen Fürstenhäuser, die in ihren Ländern nach eigenem Gutdünken schalten und walten wollten.<sup>21</sup>

Außerhalb des Reichs war man umso weniger gewillt, den Träumen des Hauses Österreich zu willfahren. Frankreichs Könige waren auf diese Weise zu Erzfeinden der Casa d' Austria geworden. Seit langem wehrten sie sich gegen die Umklammerung durch den von Spanien und Deutschland aus operierenden Habsburgerclan. Von der Defensive ging das alsbald weitestgehend absolut regierende Geschlecht der Bourbonen zur Offensive über. Noch unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV. stieß man jedoch an seine Grenzen. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts reihte sich Frankreich in die Reihe der Großmächte ein.<sup>22</sup> Von nun an war man um ein Kräftegleichgewicht bemüht, das Paris, wenn auch mit enormen ideologischen Konsequenzen, nur noch für wenige Jahre im Gefolge der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege in Frage stellte.<sup>23</sup> Die »Balance of Powers« auf dem Kontinent favorisierte indessen auch London, das sich vorerst durch seinen Freihandel, dann durch einen macht- und wirtschaftspolitischen Imperialismus ein überseeisches Weltreich zu sichern vermochte.<sup>24</sup>

Die Geschichte Englands relativiert i.Ü. auch eine gern ins Treffen geführte Rechtfertigung habsburgischer Gewaltanwendung. Manche Kommentatoren meinen nämlich noch heute, der Wiener Hof habe die Macht der Stände brechen müssen, um den Zerfall des Donauraums in verschiedene Adelsrepubliken zu verhindern.<sup>25</sup> Einmal abgesehen von einer merkwürdig unzeitgemäßen Parteinahme für den Erhalt eines kaiserlich-königlichen Gesamtstaates, der

26 Kluxen 1985, p. 371.

27 Meyer, Enno: Grundzüge der Geschichte Polens. Darmstadt: WBG 1990, p. 43.

28 Ibid., p. 54.

29 Ibid., p. 56.

30 Vocelka, Karl: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im Habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien: Ueberreuter 2001, p. 98.

31 Ibid.

32 Hochedlinger, Michael: Abschied vom Klischee. Für eine Neubewertung der Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit. In: Wiener Zeitschr. zur Geschichte der Neuzeit, 1. Jg., H. 9-24 (2001), p. 14.

33 Bruckmüller, Ernst: Konfrontationen. In: Bruckmüller, Ernst/Urbanitsch, Peter (Hg.): Österreichische Länderausstellung Ostarrichi-Österreich 996-1996. Horn: Ferdinand Berger & Söhne 1996, p. 409f.

34 Kramer/ Stuibler 1998, p. 7.

35 Sked, Alan: Der Fall des Hauses Habsburg. Der unzeitige Tod eines Kaiserreichs. Berlin: Siedler 1993.

36 Hochedlinger 2001, p. 14.

37 Kramar/Stuibler 1998, p. 7.

38 Sked 1993, p. 314.

39 Glenny, Misha: The Balkans 1804-1999. Nationalism, War and the Great Powers. London: Granta Books 1999, p. 307.

durch seine absolutistischen Neigungen und religionspolitischen Maßnahmen den Bruch in hohem Maße mitzuverantworten hatte, ist dieser Argumentation auch sonst wenig abzugewinnen. Das Parlament in London stellte das Gesetz über die Krone.<sup>26</sup> Gewaltenteilung und Mitsprache einflussreicher Gesellschaftsschichten erwiesen sich aber keineswegs als unüberbrückbares Hindernis bei der Verwirklichung imperialer Ziele. Gleiches gilt auch für die Niederlande, deren Stände die spanischen Habsburger vertrieben und in ihrer Republik wichtige Kompetenzen bei den Vertretungen der verschiedenen Provinzen beließen. In der Regel bezieht man sich dabei aber ohnehin auf das »abschreckende« polnische Beispiel, wo das seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geltende »Liberum Veto«, also der Einspruch eines einzigen Adligen, die wichtigsten legislativen Entscheidungen verhindern konnte.<sup>27</sup> Tatsache ist jedoch, dass sich Polen im Laufe des 18. Jahrhunderts als durchaus reformfähig erwies. Zeitgleich mit der Französischen Revolution entstand hier eine moderne Verfassung, welche auch die Zustimmung des Königs fand.<sup>28</sup> Kurz danach holten die absolutistischen Imperien zum letzten, vernichtenden Schlag aus. Polen wurde aufgeteilt. Dem federführenden Russland assistierten zwei gleichfalls nach Ländergewinn dürstende Reiche: Preußen und Österreich, das bei der endgültigen Auflösung des Nachbarstaates den Hauptteil Westgaliziens einstreifte.<sup>29</sup> Schon gut zwanzig Jahre davor hatte die Habsburgermonarchie im Rahmen der ersten Polnischen Teilung eine beträchtliche Besitzerweiterung in Form des neu eingerichteten Kronlandes Galizien und Lodomerien zu verzeichnen.<sup>30</sup> Die Aura selbstherrscherlicher Mildtätigkeit beachtend, artikulierte Maria Theresia moralische Bedenken hinsichtlich der »Beraubung eines Unschuldigen«. Preußenkönig Friedrich II. hatte für die Zurschaustellung derartiger »Empfindlichkeiten« wenig Verständnis. Trocken bemerkte er: »Sie weinte, doch sie nahm.«<sup>31</sup>

Nicht ohne Grund haben jüngere Historikergenerationen betont, dass auch der aufgeklärte Absolutismus mit seinem Modernisierungswerk speziell realpolitisch-konkrete Ziele, namentlich die Erhöhung der militärisch-außenpolitischen Schlagkraft, verfolgte. Die Reformen Maria Theresias und Josefs II. dienten speziell diesem Zweck. Neben Preußen und Russland wurde unter solchen Umständen Österreich nicht selten zu einer expansionistischen und aggressiven Macht, die der internationalen Politik »einen besonders skrupellosen Zug verlieh.«<sup>32</sup> Als Träger des einen universalen Herrschaftsprinzips, durch den Einfluss in Deutschland, im Donaauraum und, nach den Türkenkriegen, am Balkan, wurde die Casa d' Austria fortwährend Ursache und Verursacherin europäischer Spannungen.

Selbst eine beinahe offiziöse, für eine größere Öffentlichkeit bestimmte Geschichtsdarstellung, muss ein wenig verhalten konzedieren, dass die Monarchie »verhältnismäßig viele Kriege geführt hat.«<sup>33</sup> Dabei hielten deren Möglichkeiten zu keiner Zeit mit den übersteigerten Ansprüchen mit.<sup>34</sup> Bis zuletzt, unter Franz Josef, verlangte man als Großmacht nach Weltgeltung, so gut es ging nach Gebietszuwachs, wenigstens aber nach dem zum Ewigkeitswert erklärten Status quo.<sup>35</sup> »Andere mögen Kriege führen, die glückliches Österreich heirate«, hieß es in einer der am weitesten verbreiteten Verklärungen des Erzhauses. Wahr ist daran so gut wie gar nichts.<sup>36</sup> Die gesamte Aristokratie erwählte das Ehebett zum Austragungsort machtpolitischer Gelüste. Der Krieg wurde hingegen gerade für die Habsburger zum ständigen Begleiter. Obwohl es fast immer an den notwendigen Ressourcen fehlte und viele Feldzüge in jeder Hinsicht als Verlustgeschäfte, wenn nicht gar als Debakel abzubuchen waren, gefiel man sich immerfort in militärischem Gehabe.<sup>37</sup> Nur zu oft zog der Wiener Hof das Schwert. Appelliert wurde an Pflicht und »Moral«, an die abstrakten Begriffe von der »Ehre des Monarchen« und der »Würde des Reiches«. Der Kaiser wusste besser als die Bevölkerung, dass die anbefohlenen Waffengänge des öfteren zu langwierigen europäischen Kämpfen oder gar zu »Weltbränden« mit unzähligen Verwüstungen und namenlosen Opfern führten. Seine »Untertanen«, Soldaten gleichermaßen wie Zivilisten, hatte die »allerhöchste Majestät« jedoch nicht gefragt, »ob sie in Ehren zugrunde gehen wollten.«<sup>38</sup>

### Entscheidung für den Krieg

Fluch, Kaiser, dir! Ich spüre deine Hand, an ihr ist Gift und Nacht und Vaterland! [...] Dein Zorn ist deiner Kleinheit Übermaß, der alles Maß verrückt, um groß zu sein, wenn er die Welt zerstückt!<sup>39</sup>

Einem Verwundeten hatte Karl Kraus diese Sätze in den Mund gelegt – stellvertretend für alle, die ihr Elend kraftlos, stumm und ohne einen Hauch von Pathos hinzunehmen hatten. Im Namen derer, die keine Worte und keinen Biografen fanden, nannte Kraus, der sich in seinem

40 Declodt, Leopold R.G.: *Imago Imperatoris. Franz Josef I. in der österreichischen Belletristik der Zwischenkriegszeit.* Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995, p. 73.

41 Grill 1977, p. 28.

42 *Ibid.*, p. 41f.

43 Dickinger, Christian: *Ha-Ha-Habsburg. Eine wirklich wahre Familiengeschichte.* Wien: Ueberreuter 2001, p. 51.

44 Kramar/ Stuibler 1998, p. 97; Dickinger 2001, p. 57.

45 Lahnstein, Peter: *Auf den Spuren von Karl V.* München: List 1979, p. 167 u. p. 171.

46 Grill 1977, p. 69.

47 Evans, Robert J.W.: *Das Werden der Habsburgermonarchie 1550-1700.* Gesellschaft, Kultur, Institutionen. Wien, Köln: Böhlau 1989, p. 113f.

48 Plaschka, Richard Georg: *Nationalismus-Staatsgewalt-Widerstand. Aspekte nationaler und sozialer Entwicklung in Ostmittel- und Südosteuropa.* Wien: Oldenburg 1985 (Schriftenr. des Österr. OSI 11), p. 40.

monumentalen Werk *Die letzten Tage der Menschheit* selbst als »Nörgler« eine tragende Stimme verlieh, den Verantwortlichen, das »österreichische Antlitz«, den »Dämon der Mittelmäßigkeit«, Franz Joseph, den »alten Herrn in Schönbrunn«. In seiner Hand, erklärte der »Nörgler«, ruhte »Habsburgs Szepter, dessen Mission es schien, als Damoklesschwert über dem Weltfrieden zu schweben.«<sup>40</sup>

Was Karl Kraus über die Zeit des Ersten Weltkrieges sagte, galt freilich schon seit Hunderten von Jahren. Genauer, seit jenen Tagen, als das Erzhaus die Führung im Heiligen Römischen Reich an sich brachte.

Unter Maximilian I. begannen nicht enden wollende Kämpfe um die Vorherrschaft in Europa. In Burgund war der streitbare Habsburger durch die Hochzeit mit der dortigen Herzogtochter Maria erberechtigt. Eheliche Verbindungen nach Spanien waren durch seinen Sohn Philipp, den »Schönen«, geknüpft worden. Das eingekleitete Frankreich trat als Kontrahent auf und wurde vom rastlosen Maximilian prompt mit gesteigertem Vernichtungswillen verfolgt.<sup>41</sup> Ein Entscheidungskampf sollte den endgültigen Erfolg sichern. Sein Vater, der eher passive, wenn auch von der Bedeutung seiner Position und der Mission seiner Dynastie durchdrungene Kaiser Friedrich III., verhielt sich ablehnend. Widerstrebend stellte auch der Reichstag nur bescheidene finanzielle Mittel zur Verfügung. Schließlich flossen private Gelder aus den Kassen einer süddeutschen Kaufmannsfamilie. Die Fugger mit ihrer nach Weltgeltung strebenden Handelsgesellschaft kalkulierten mit den unbescheidenen Plänen imperialer Macht.<sup>42</sup> Nun konnten die Waffen sprechen. Mit wenigen Unterbrechungen brachte es der cholerische Maximilian in vier Jahrzehnten auf nicht weniger als fünfundzwanzig Feldzüge, v.a. gegen Frankreich, u.a. aber auch gegen Ungarn, Bayern und Venedig. Aus gutem Grund hatte man selbst im Vatikan Angst vor dem Tatendurst eines Fürsten, der sich selbst in Trient die Kaiserwürde verlieh und diese zeitweilig in seiner Person mit dem Papsttum zu vereinigen trachtete.<sup>43</sup> Der »letzte Ritter«, ein ebenso sprunghafter wie leidenschaftlicher Machtmensch, eilte von einem Kampfgeschehen zum anderen, ohne in den für ihn wesentlichen Fragen eine Lösung erreicht zu haben.

Es blieb Karl V. vorbehalten, in vier Kriegen gegen Frankreich das »burgundische Erbe« und den Einfluss in Italien zu sichern. Sie erstreckten sich über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren, in denen ein am katholischen Weltreich bauender Monarch noch an mancher anderen Front zu bestehen hatte. Karl, dem Zeitgenossen einen bis zum Hochmut entwickelten, religiös und dynastisch genährten Herrscherstolz nachsagten, musste sowohl gegen die »aufmüppigen protestantischen Fürsten im Norden« als auch gegen »stolze spanische Adelige« zu den Waffen greifen.<sup>44</sup>

Schließlich verheerte der »allerchristlichste Monarch« sogar das muslimische Nordafrika. 1535 erschütterte er die Basis der türkischen Korsarenflotte, nahm Tunis in hochsommerlicher Hitze und belebte damit die Kreuzzugs-idee Maximilians.<sup>45</sup> Dieser hatte speziell in Ungarn, das er seinem Länderbesitz hinzufügen wollte, ein »gutes Schild wider die Ungläubigen« erblickt. Von Anfang an versuchte man auf derartige Weise den Defensivcharakter der gegen den Islam gerichteten Militäraktionen hervorzuheben.

In Wahrheit war beiden, Habsburgern und Osmanen, an der Erweiterung ihres Einflussreiches gelegen. Die heftigeren Schläge teilte zunächst die Pforte aus. In den Belagerungen von Wien 1529 und 1683 konnte sich das »Haus Österreich« als Bollwerk des christlichen Abendlandes profilieren. Unter Leopold I. wendete sich das Blatt. Die Kaiserlichen übernahmen nun den Part des Aggressors, überrannten den »heidnischen Teil« Ungarns und stießen in südöstlicher Richtung auf den Balkan vor.<sup>47</sup> Die Erfolge Prinz Eugens beflügelten nachhaltig die Fantasie der k.k. Regierung. Wenzel Anton Graf Kaunitz, wichtigster österreichischer Staatsmann in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, blickte weit in den Südosten. Mit Feldmarschall Franz Moritz Graf von Lacy hoffte er auf den Kollaps des »kranken Mannes am Bosphorus«. Ohne in den Prozess der Desintegration einzugreifen, achteten Lacy und Kaunitz auf den richtigen Augenblick, um bei der Zerstückelung des Nachlasses nicht zu spät zu kommen. Es war Maria Theresia, die derlei Expansionsgelüsten vorläufig Einhalt gebot. Dabei ging es allerdings weniger um moralische Einwände. Aus Gründen der Staatsräson wehrte sich die Monarchin gegen das Ansinnen ihrer Berater, den habsburgischen Besitzungen die Wallachei sowie Gebiete von Bulgarien, Griechenland, Serbien und Bosnien hinzuzufügen. Wozu die Stärke des Reiches durch den Erwerb »unkultivierter Provinzen« gefährden; dort habe man ohnehin nur »illoyale Griechen« in Schach zu halten, konstatierte Maria Theresia.<sup>48</sup>

49 Magenschab, Hans: Josef II. Revolutionär von Gottes Gnaden. Graz, Wien, Köln: Böhlau 2000, p. 253f.

50 Barudio 1988, p. 575, p. 585ff.

51 Ibid., p. 78.

52 Wedgwood, C.V.: Der Dreißigjährige Krieg. München: Cormoran 1999, p. 69f.

53 Barudio 1988, p. 83.

54 Wedgwood 1999, p. 102.

55 Findeisen 1998, p. 34.

56 Wedgwood 1999, p. 209.

57 Barudio 1988, p. 471f.

58 Schmidt, Georg: Angst vor dem Kaiser? Die Habsburger, die Erblande und die deutsche Libertät im 17. Jahrhundert. In: Durchhardt, Heinz/Schnettger, Matthias (Hg.): Reichsständische Libertät und Habsburgisches Kaisertum. Mainz: v. Zabern 1999, pp. 329-348, hier p. 334.

Ihr Sohn Josef II. vermochte solchen Vorbehalten nichts abzugewinnen. An der Seite des zarischen Russland, das gleichfalls Istanbul ins Visier seiner imperialen Anliegen genommen hatte, betrieb Josef unverhüllte Eroberungspolitik. »Expansion« hieß die oberste Devise, als der Kaiser im März 1788 den Feldzug gegen den Sultan mit rund einer Viertelmillion Mann eröffnete. Prinz Eugen hatte im Gegensatz dazu seine Soldaten noch mit einer idealistischen Motivation in den Kampf geführt: Man wollte die Fahne des Propheten Mohammed nicht auch der Stephanskirche flattern sehen. Die Verteidigung des Glaubens wirkte durchaus motivierend.<sup>49</sup>

Dahinter verbargen sich freilich schon damals kalte Machtstrategien. Habsburg verursachte dementsprechend lang andauernde Kriegshandlungen, etwa in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mehrere Konflikte griffen in dieser Epoche ineinander. Von der Nachwelt wurden sie zum Dreißigjährigen Krieg zusammengefasst, einem wahrhaft europäischen Kräftemessen. Zeitgenossen, welche den unzähligen Kämpfen noch keinen gemeinsamen Titel zu geben vermochten, erkannten jedoch mit gutem Grund einen Hauptverantwortlichen, dessen Familie aus Staatsnotwendigkeit der historischen Verklärung anheim fiel.<sup>50</sup> Eine der »größten Katastrophen der Geschichte« hatte sich an den absolutistischen und gegenreformatorischen Absichten des Habsburgers Ferdinands II. entzündet.<sup>51</sup> Die Freiheiten, welche seine Vorgänger den Ständen in den eigenen Herrschaftsbereichen vertraglich zugesichert hatten, wollte der durch fanatischen Katholizismus bereits übel beleumundete Fürst keinesfalls anerkennen.

Als Ferdinand zum böhmischen König gewählt wurde, kam es zum offenen Konflikt. Der zweite »Prager Fenstersturz« vom Mai 1618 – der erste leitete im September 1419 die Husitenkriege ein – machte offensichtlich, in welcher gespannten Atmosphäre die Ansprüche des Erzhäuses auf die Anliegen des politischen Protestantismus trafen. Letzterer zeigte selbst wenig Kompromissbereitschaft, als er im Streit um die Erlaubnis zum Kirchenbau Gewaltmittel anwendete. Die beiden verhassten Statthalter des Kaisers wurden gemeinsam mit einem Sekretär aus der Kanzlei in den Burggraben des Hradschin geworfen. Die drei überlebten, dank des Unrates zu Füßen der Moldauresidenz.<sup>52</sup> Für den Wiener Hof war dieser ein wenig grotesk anmutende Vorfall das Zeichen offenen Aufbruchs. Dass man die Empörung selbst provoziert hatte, fand in den meisten Darstellungen kaum Beachtung.<sup>53</sup> Immerhin suchten Ständedelegationen vor und nach den Ereignissen in Prag das Gespräch mit Ferdinand. Die erste Abordnung wurde verhaftet, die zweite konnte keinerlei Übereinkünfte erzielen. Dem Selbstherrschertum und dem wahrhaftigen Glauben sollte mit Waffen Geltung verschafft werden.

Der zerstörerische Krieg um Böhmen verursachte indes eine internationale Krise. Auf der einen Seite machten die böhmischen Protestanten nämlich den pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. zu ihrem König. Auf der anderen Seite gedachten beide Linien der Casa d' Austria, fortan enger miteinander zu kooperieren.<sup>54</sup> Beides musste zwangsläufig das Kräfteverhältnis in Europa beeinflussen.

Dennoch hätte man weitere Kampfhandlungen vermeiden können, wenn nicht von Wien aus der Versuch unternommen worden wäre, im Heiligen Römischen Reich die geltenden Verhältnisse über den Haufen zu werfen. Der »engherzige und beschränkte« Ferdinand wurde nicht bloß zum Kriegsverursacher, sondern auch zum Kriegsverlängerer, zur eigentlichen dämonischen Kraft hinter dem dreißigjährigen Morden. Mehrmals zwischen 1618 und 1648 trat dieser Umstand besonders deutlich zu Tage: 1621, als man dem katholischen Bayernherzog Maximilian die Kurpfalz sichern wollte.<sup>55</sup> Dann 1629, als Wien seinen Einfluss im Reich durch das sog. Restitutionsedikt, »die Rückgabe aller der Kirche seit 1555 entrissenen Gebiete«, zu vergrößern beabsichtigte.<sup>56</sup> Schließlich 1635, als die auf ihre Libertät bedachten Reichsstände durch die Vereinbarungen des Prager Friedens schon lange gehegte Verdachtsmomente bestätigt sahen. Bestimmungen dieses Vertrages besagten nämlich, dass hinkünftig ein »armiert verbleibendes« Reichsheer in der Höhe von fast 80 000 Mann dem Kaiser anvertraut werden sollte. Ferdinand II. wurde dadurch die Möglichkeit eröffnet, Schritt für Schritt in einem Deutschland unterschiedlichster Territorien und Privilegien eine absolutistische Diktatur zu errichten.<sup>57</sup> Dem eigentlichen Kriegsende war man damit nicht näher gekommen; schon deshalb nicht, weil in Prag zu viele Mächte und Interessen unberücksichtigt blieben.<sup>58</sup>

Das habsburgische Hegemonialstreben hatte im Laufe der Zeit Schweden und Frankreich auf den Plan gerufen. Beide Königreiche zogen Vorteile aus den »innerdeutschen Zwistigkeiten«.<sup>59</sup>

59 Ibid., p. 334f.

60 Spielmann, John P.: Leopold I. Zur Macht nicht geboren. Graz, Wien, Köln: Styria 1981, p. 159.

61 Ibid., p. 162.

62 Ibid., p. 163.

63 Béranger, Jean: Die Geschichte des Habsburgerreiches 1273 bis 1918. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995, p. 420f.

64 Tapié, Victor L.: Maria Theresia. Die Kaiserin und ihr Reich. Graz, Wien, Köln: Böhlau 1996, pp. 44-47.

65 Ibid., p. 48f. u. p. 56.

66 Melichar, Peter: Niederlagen und Reformen. die Funktion des Krieges in Österreich. In: Bruckmüller/ Urbanitsch 1996, pp. 481-492, hier p. 482.

67 Ibid., p. 483.

68 Tapié 1996, p. 142.

69 Berglar, Peter: Maria Theresia. Reinbek: Rowohlt 1998, p. 70.

70 Beller, Steven: Franz Joseph. Eine Biographie. Wien: Döcker 1997, p. 27.

Zugleich wurde deutlich, dass Habsburgs Stellung in Europa zum dauerhaften Unruheherd werden konnte. Statt dem entsprechende Behutsamkeit im Dienste einer oft beschworenen Friedensordnung an den Tag zu legen, gab sich Wien jedoch auch weiterhin aggressiv. Leopold I., der nach erfolgreichen Türkenkriegen gerade über eine beträchtliche Zahl von Truppen verfügte, bürdete dem »alten Kontinent« im Interesse seines dynastischen Familiensinns den nächsten großen Waffengang auf. Dieses Mal ging es um Spanien, wo der letzte, völlig degenerierte Habsburger ohne Nachkommen seinem Ende entgegendämmerte.<sup>60</sup> Die europäischen Höfe waren alarmiert. Spanien mit seinen Kolonien, seinen niederländischen und italienischen Besitzungen, die Kaiserwürde und ein nach Südosten expandierendes Donaureich unter dem Szepter eines habsburgischen Regenten war allen Staaten entschieden zuviel. Nachdem der vorzeitige Tod eines potenziellen Thronanwärters aus dem Hause Wittelbach eine einigermassen akzeptable Lösungen zunichte gemacht hatte, wurden Teilungspläne ausgearbeitet. Englands Wilhelm III. fungierte als Vermittler. Mit Ludwig XIV. erzielte Wilhelm eine Abmachung, bei der Wien gar nicht schlecht wegkam. Erzherzog Karl, der spätere Kaiser Karl VI. und Vater Maria Theresias, sollte König von Spanien werden und das Kolonialreich bekommen, der französische Dauphin Neapel und Sizilien samt den toskanischen Häfen.<sup>61</sup> In der Hofburg aber gingen die Meinungen auseinander. Enge Vertraute rieten Leopold zu einem Tauschhandel mit den Wittelsbachern. Österreich möge Spanien abgeben und dafür ein leichter kontrollierbares Bayern annekieren. Der Kaiser aber ging auf keinen der Vorschläge ein; er wollte alles. Gott der Herr, erklärte seine Majestät, bestrafe jene, »die fremde Königreiche teilen und zerreißen«.<sup>62</sup>

Unter Anrufung der himmlischen Mächte zeigte sich Wien einmal mehr starrsinnig und anmaßend. Ein vierzehnjähriger europäischer Krieg war die Folge, nicht der letzte in einem an Schlachten reichen 18. Jahrhundert. Das »allerhöchste Haus« spielte dabei stets eine herausragende Rolle. Auslöser war in der Folge v.a. auch das »österreichische Erbe« der Habsburger, welches Karl VI., selbst ohne männlichen Stammhalter, den Töchtern sichern wollte. Die pragmatische Sanktion von 1713, die zugleich den Zusammenhalt des heterogenen »Hausbesitzes« festigen wollte, wurde nach und nach sowohl von den Erbländern als auch von den Großmächten anerkannt.<sup>64</sup> Die Kaiserwürde aber konnte die Hauptbegünstigte, Maria Theresia, damit nicht erreichen. Die Führung im Heiligen Römischen Reich war deshalb für ihren Mann, Franz Stephan von Lothringen, vorgesehen. Dafür aber verlangte der Preußenkönig Friedrich II. als Kurfürst von Brandenburg eine angemessene »Handsalbe«. Friedrich dachte an Schlesien. Wien fühlte sich regelrecht brüskiert und winkte entschieden ab, worauf Friedrich die Entscheidung am Schlachtfeld suchte.<sup>65</sup> Bündnisse in der Hauptsache zwischen Preußen und Frankreich einerseits und Österreich und Großbritannien andererseits lösten einen neuen Krieg in Europa aus, der nach acht Jahren Franz Stephan die Kaiserkrone und Friedrich II. Schlesien brachte.

Gerade dieser Verlust erfüllte Maria Theresia mit revanchistischen Gefühlen. Die als Landesmutter verklärte Monarchin konnte sich mit dem »schmerzlichen Verlust familiären Eigentums« nicht abfinden.<sup>66</sup> Der Wiener Hof schmiedete denn auch jene Ränke, die zum neuerlichen großen Kräfte messen führten, zum Siebenjährigen Krieg, den manche Historiker als den eigentlichen ersten Weltkrieg apostrophierten. Immerhin gerieten in diesem Zusammenhang die Kolonialmächte England und Frankreich auch in ihren überseeischen Gebieten aneinander. Schließlich blickte aber doch wieder alles auf den »alten Kontinent«. Das allerhöchste Haus schloss mit dem Erzrivalen Frankreich ein Defensivbündnis. Dritter im Bunde war Russland, das gegen Preußen ebenfalls rüstete.<sup>67</sup> Die politische und strategische Isolierung Friedrichs II. wurde damit anvisiert. Früher oder später wollte man gegen ihn losschlagen.<sup>68</sup> Friedrich, nicht weniger militärisch gesinnt, erkannte die Gefahr und traf Präventivmaßnahmen. Er marschierte zuerst los und kam damit den Wiener Rachegeleuten im wahrsten Sinne des Wortes auf halbem Weg entgegen. Denn der neuerliche Waffengang um das verlorene Schlesien war zunächst einmal Maria Theresias Krieg. Die österreichischen Minister hatten ihn in ihrem Sinn vorbereitet. In den Wochen und Monaten vor dem Ausbruch der Kampfhandlungen hatte »sie sich von der schlechtesten Seite gezeigt: arrogant, anmaßend, unaufrichtig«<sup>69</sup>.

Während das Blut der Regentin allerdings in erster Linie bei der Wiedergewinnung verloren gegangener Besitzungen in Wallung geriet, konnte sich Josef II. durchaus an der Einverleibung neuer Territorien erfreuen. Josefs Staat diente gewissermaßen der Machterweiterung. Seine oft zum Ausdruck gebrachte Bewunderung für die Humanität hinderte ihn nicht daran, ein eifriger Verfechter aller militärischen Angelegenheiten zu sein. »Mehr Land«, lautete, wie bereits erwähnt, auch in seiner Regierungszeit die vorrangigste Losung.<sup>70</sup>

71 Vocelka 2001, p. 99; cf. Gutkas, Karl: Kaiser Joseph II. Eine Biographie. Wien, Darmstadt: Zsolnay 1989, p. 125.

72 Ibid., p. 109.

73 Magenschab 2000, p. 159f.

74 Ibid., p. 160f. u. p. 237ff.

75 Vocelka 2001, p. 127.

76 Urbanitsch 1996, p. 73.

77 Bridge, Francis Roy: Österreich(-Ungarn) unter den Grossmächten. In: Wandruszka, Adam/ Urbanitsch, Peter (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Bd. 5.1: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. 1. Teilbd. Wien: ÖAW 1989, pp. 196-373, hier p. 201ff.

78 Sked 1993, p. 214.

79 Melichar, Peter: Niederlagen und Reformen. Die Funktion des Krieges in Österreich. In: Bruckmüller/ Urbanitsch 1996, pp. 481-492, hier p. 486.

80 Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, Militärkanzlei seiner Majestät des Kaisers, SR, Karton 15.

81 Sked 1993, p. 280f.

82 Bridge 1989, pp. 220-225.

83 Sked 1993, p. 281f. u. p. 293f.

An den unterschiedlichsten Grenzen der Donaumonarchie fanden sich Objekte expansionistischer Begierde. Galizien und Lodomerien holte man sich von Polen, zwei Jahre später, 1774, die Bukowina von den Osmanen, welche damals durch Vermittlung Österreichs mit Russland Frieden schlossen. Wien war bei dieser Gelegenheit keineswegs freiwillig für »eine völkerverständigende Mission« beschenkt worden. Die Pforte musste vielmehr zu einem Zeitpunkt, als sie durch die Kämpfe mit dem Zarenreich geschwächt war, den Einmarsch habsburgischer Truppen in eines seiner nördlichsten Grenzgebiete hinnehmen. Man hatte seitens der k.k. Regierung mehr als sanften Druck ausgeübt.<sup>71</sup>

Boten sich allerdings keine günstigen Gelegenheiten auf leichten Landgewinn, so war das Erzhaus wie eh und je bereit, der dynastischen Ehre durch Schlachtenruhm gerecht zu werden. Nicht nur am Balkan, wo Josef II. gegen die Türken auf die alten imperialistischen Ziele des Staatskanzlers Kaunitz zurückkam.<sup>72</sup> Auch das seit langem begehrte Bayern geriet ins Blickfeld des tatenhungrigen Monarchen. Als in München der »Nachlass« des kinderlosen Kurfürsten Maximilian Joseph zur Disposition stand, ließ man prophylaktisch und ohne echte Erbansprüche gleich einmal Niederbayern besetzen.<sup>73</sup> Europas Königshöfe und die Großen im Heiligen Römischen Reich, allen voran Friedrich II., waren nicht gewillt, die Aggression Wiens ohne Weiteres hinzunehmen. Das Erzhaus manövrierte sich in die nächste große Krise. Obwohl sie letztlich beigelegt werden konnte, schien sich der Streit mit dem Dauerkontrahenten Preußen ins Endlose hinzuziehen.<sup>74</sup>

Kurz darauf aber wurden alle bisherigen Streitigkeiten durch das Weltereignis der Französischen Revolution in den Schatten gestellt. In Wien reagierte man zunächst mit gemischten Gefühlen. Unter Leopold II., dem Nachfolger Josefs, siegten dann aber bald die dynastischen Interessen. Die Behandlung Ludwigs XVI. und seiner Frau, der verwöhnten Habsburgerin Marie Antoinette, kam in dieser Hinsicht neben anderen Faktoren zum Tragen. Leopold rief in einem Rundschreiben vom 6. Juli 1791 die Höfe Europas auf, der französischen Monarchie zu Hilfe zu kommen. Zunächst fanden die alten Rivalen Preußen und Österreich zusammen. Paris erklärte daraufhin den Krieg gegen eine rasch durch weitere Mächte vergrößerte Koalition.<sup>75</sup>

Gegen die Wucht revolutionärer Armeen, v.a. unter dem Korsen Napoleon Bonaparte, war vorläufig kein Kraut gewachsen. Es bedurfte zweier Jahrzehnte, um die Vorherrschaft Frankreichs im Zeichen der neuen Ideen wieder durch das alte Gleichgewicht der Kräfte ersetzen zu können. Am Wiener Kongress etablierte sich das »System« des Staatskanzlers Metternich. Wenn auch eine vollständige Rückkehr zu den alten Verhältnissen weder möglich noch erwünscht war, zeigte Wien doch, dass es aus den Problemen früherer Zeiten wenig gelernt hatte.

Das Heilige Römische Reich war dem Ansturm Napoleons erlegen. Im Vorfeld hatte man bei Hofe Vorsorge getroffen, um die »Würde der Dynastie« auch äußerlich weiterhin zur Geltung zu bringen. Franz, der nach Leopold II. an die Spitze der Donaumonarchie trat, machte sich zum »Kaiser von Österreich«, eine Bezeichnung, die sich auf das Erzhaus selbst bezog, ohne dem Länderbesitz im Herzen Europas »eine einheitliche staatsrechtliche Konstruktion zu geben«.<sup>76</sup>

Im Deutschen Bund, der an Stelle des alten römisch-deutschen Reiches aus der Friedensordnung von 1814/15 hervorgegangen war, beabsichtigte Österreich jedoch, auch weiterhin die erste Geige zu spielen. Ebenso unnachgiebig verhielten sich die Habsburger in Italien.<sup>77</sup> In den dortigen Provinzen, betonte Kaiser Franz Josef, dürfe es nie eine von Wien unabhängige Regierung geben.<sup>78</sup> Für den »Hausbesitz« war der junge Monarch bereit, den Säbel zu ziehen. Frankreich und Sardinien erhielten für ihre bewusst in Szene gesetzte Eskalationspolitik die berechnete Antwort.<sup>79</sup> Mehr als seine Minister wollte Franz Josef den Krieg, 1859, bei Solferino, und sieben Jahre später, bei Königgrätz, blutete man für die »Ehre« einer Herrscherfamilie, welche die erstarkenden Nationalbewegungen vergeblich mit dem eigenen Hegemonialstreben konfrontierte.<sup>80</sup> Obwohl Franz Josef nach 1866 ähnliche Rachegefühle gegenüber Preußen hegte wie seinerzeit Maria Theresia nach dem Verlust Schlesiens, waren die Entwicklungen unumkehrbar.<sup>81</sup>

Österreich wurde aus dem unter Sardinien-Piemont geeinigten Italien gleichermaßen abgedrängt wie aus einem Deutschen Reich unter Preußens Führung.<sup>82</sup> Kompensationen suchte man dafür am Balkan. Dabei entsprach die habsburgische Vorgangsweise in einer etwas gemilderten Form immer noch den expansionistischen Zielen Josefs II. Nach dem russisch-türkischen Krieg 1877/78 war im Einvernehmen mit dem Berliner Kongress Bosnien-Herzegowina





84 Ibid., p. 298.

85 Bridge 1989, p. 334; cf. Melichar  
1996, p. 489.

86 Ibid., p. 338; cf. Sked1993, p. 298f.

87 Singleton, Fred: A Short History of  
the Yugoslav Peoples. Cambridge:  
Cambridge UP 1985, p. 118f.; Rau-  
chensteiner, Manfred: Der Tod des  
Doppeladlers. Österreich-Ungarn  
und der Erste Weltkrieg. Graz, Wien,  
Köln: Böhlau 1993, p. 94f.

88 Glenny 1999, p. 305f.

89 Sked 1993, p. 299.

okkupiert worden. Schritt für Schritt verwickelte das österreichische Großmachtspiel den Kontinent in neue, schwere Auseinandersetzungen. Trotz kaiserlich-königlicher Besetzung war Bosnien vom Einfluss Istanbuls noch nicht frei. Eigenmächtig und gegen die Berliner Absprachen änderte Wien im Jahr 1908 diesen Zustand. Mit der Annexion des südöstlich an die k.u.k. Monarchie angrenzenden Territoriums führte das »allerhöchste Haus« Europa wieder einmal an den Rand einer Katastrophe.<sup>83</sup> Wien und Berlin, welche bald nach Königgrätz eine Allianz bildeten, lehnten Verhandlungen ab. Sie stellten vielmehr Ultimaten an das Zarenreich und seinen kleineren Partner Serbien. Dieser hatte sich die Vereinigung seiner ethnischen Bevölkerung zum Ziel gesetzt.<sup>84</sup> Belgrad, das zunächst einmal gegen den morschen Staat des Sultans vorging, erweckte auf diese Weise auch den Zorn Österreichs, zumal Letzteres eben erst die Zahl seiner »serbischen Untertanen« durch die Einverleibung von Bosnien-Herzegowina vergrößert hatte. Die Bestrafung Serbiens wurde zum Fixpunkt des habsburgischen Großmachtstrebens.<sup>85</sup> Gefahren einer Konfrontation mit Russland nahm man, Deutschland an seiner Seite wissend, in Kauf. Die Risiken, dadurch ein Bündnissystem zu aktivieren, welches die Lokalisierung des geplanten Konfliktes unmöglich machte, wurden nicht gescheut.<sup>86</sup>

Mit dem Attentat auf den Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo verfügte man über einen günstigen Vorwand. Am Wiener Ballhausplatz tüftelten die Diplomaten an unannehmbaren Forderungen gegenüber Serbien. Belgrad zeigte dennoch Konzessionsbereitschaft. Die Donaumonarchie aber wollte keine Gespräche.<sup>87</sup> Das Militär stand bereit, und Franz Josef gehörte, wie schon so oft, zu den »Falken«.<sup>88</sup> Der k.u.k. Finanzminister Bilinski machte den Kaiser noch einmal ausdrücklich darauf aufmerksam, dass ein Waffengang in Serbien einen europäischen Konflikt nach sich ziehen würde. »Gewiß«, antwortete der Monarch in Kenntnis der Konsequenzen, »Rußland kann diese Note unmöglich akzeptieren«.<sup>89</sup> Der »alte Herr in Schönbrunn« zog in den Krieg. Mit ihm seine »getreuen Völker« und bald schon die ganze Welt.



---

Dr. Hannes Leidinger, geb. 1969, studierte Geschichte, Archäologie und Ur- und Frühgeschichte. Diss. über die Anfänge der Komintern, Mitarbeiter mehrerer Forschungsprojekte zur Zeitgeschichte und Geschichte Osteuropas. Lehrtätigkeit am Inst. für Zeitgeschichte der Univ. Wien. Gestalter verschiedener Ausstellungen, journalistische Tätigkeit und Öffentlichkeitsarbeit für den Absolventenverband der Universität Wien.  
Kontakt: mortzleid@aon.at